

3. Fernando, Julia & Pablo: Über diejenigen, die du liebst

Fernando: »Ich weiß nicht, wie es ist, eine Wohnung für mich, für meine Kinder, meine Frau zu bezahlen. Ich weiß nicht, wie es ist, eine Sozialversicherung zu haben oder meine Familie in ein Krankenhaus bringen zu können. Ich kenne das gute Deutschland nicht. Das Deutschland, das mir all diese Möglichkeiten bietet. Ich ... wir kennen nur das schwierige Deutschland. Nicht das schlechte, das SCHWIERIGE.«

Fernando kam vor sechs Jahren aus Kolumbien nach Deutschland. Ein Jahr später holte er seine Frau Julia und ihren gemeinsamen Sohn Pablo nach. Als Familie beantragten sie Asyl.

Fernando: »Als ich zu der Dame an diesem Fensterchen kam, sagte sie mir: ›[...] Sie können keinen Einspruch mehr erheben und nichts mehr tun.« Daraufhin war ich so ›ssssshhh‹ [zieht die Luft zwischen die Zähne]. Und dann hat sie die Botschaft meines Landes angerufen. [...]: ›Nein, sehen Sie, ich benötige jemanden, der diesem jungen Mann übersetzt, dass er nichts weiter beantragen kann. Dass er ... bringen Sie mir ihre Pässe, damit wir mit den Formalitäten der Abschiebung beginnen können.« Ich habe das Büro verlassen, bin nach Hause gekommen, habe meine Sachen gepackt und [klatscht] – bin abgehauen.«

Ich: »Ja, für mich ist es unvorstellbar, dass ihr so leben konntet für ...«

Julia: »... für lange Zeit.«

Ich: »Ja, sechs Jahre lang, fünf Jahre lang ...«

Julia: »... ja, das ist viel.«

Wir sprechen auf Spanisch, eine Sprache, die ich gut verstehe, in der ich mich jedoch nicht sicher fühle. Claudia ist dabei und hilft mir beim Übersetzen mancher Fragen. Sie ist eine (deutsche) Freundin der Familie. Wir sitzen zu fünft in ihrem Wohnzimmer: Fernando ist ein geübter Geschichtenerzähler, er weiß, wie er seinen Worten meist scherzhaften Nachdruck verleihen kann. Julia, seine Frau, ist bedachter mit ihren Worten, sanfter in ihren Erzählungen. Sie widersprechen sich manchmal, ergänzen sich meistens, stimmen sich immer wieder gegenseitig zu. Zwischen ihnen sitzt der 14-jährige Pablo. Er ist die meiste Zeit über stiller Zuhörer. Julia ist zum Zeitpunkt des Gesprächs im achten Monat schwanger. Sie erwarten einen zweiten Sohn und haben bereits die Entscheidung getroffen, nach der Geburt nach Kolumbien zurückzukehren.

Fernando: »Aber für uns steht die Familie immer an erster Stelle. Zuerst die Familie. Wenn es als Familie nicht geht, dann gehen wir gemeinsam. Wir sind zusammen gekommen und wir gehen auch zusammen.«

3.1. Das System

Folgt man Fernandos Schilderungen, so kommt es einem vor, das Leben in Deutschland gleiche einem Strategiespiel. Es gibt klare Regeln und Hürden zu überwinden, um das Spiel gut zu spielen. Es ist wie ein komplexes System, welches es zu begreifen gilt.

Fernando: »[W]enn wir einen Platz zum Leben haben, es ab und zu Arbeit gibt und Pablo in die Schule geht – okay. Dann können wir es riskieren. Aber wenn nicht, wenn eine dieser drei Sachen fehlt: Tschüs, dann macht es keinen Sinn mehr.«

Wohnen, Arbeit, Bildung: Es sind diese drei Säulen, die für sie das Leben in Deutschland lebenswert machen, die den Eintritt in das System legitimieren.

Fernando: »[W]enn du mitspielst im System, kannst du dich auch darin halten. Hab immer deine Fahrkarte dabei, geh nicht über rote Ampeln, ehm ...«

Julia: »Genau, verhalte dich korrekter als die anderen!«

Fernando: »... als alle anderen! Ja, ich darf mir weniger Fehler erlauben als Sie [an mich gewandt]. Verstehen Sie? Wenn ich hier lebe, muss ich das Aufsehen möglichst gering halten. [...].«

Julia: »Auch Pablo in der Schule. Pablo weiß, dass er sich in der Schule immer sehr gut benehmen muss, weil ...«

Teil des Systems zu sein bedeutet, absolut angepasst und unauffällig zu leben. Das, was Rosina als Abhängigkeiten empfindet, was sie mit dem Gefühl des Gefangenseins umschreibt, fasst Fernando spielerisch auf: *»Dann können wir es riskieren.«*, *»Aber wenn du mitspielst [...].«*

Fernando: »Das System funktioniert so, also musst du versuchen, dich anzupassen und mit aller Kraft den Richtlinien zu folgen, um möglichst lange drin zu bleiben. Aber in irgendeinem Moment schließt sich die Tür.«

Teil des Systems zu sein bedeutet demnach auch, die Türen zu kennen, durch die man gehen kann.

Fernando: »Die Schule, Krankenhäuser und alle diese Stellen behalten sich das Recht vor, all diese Informationen zu erfragen, die eigentlich anonym sind. In seiner Schule wurde das bis heute niemals infrage gestellt, auch, weil er ein fleißiger Schüler ist, nicht wahr? Sie haben niemals nachgefragt ... nichts. Mit ihm gibt es keine Probleme und nichts.«

Eine geöffnete Tür bedeutet noch lange keine Sicherheit, denn es gilt immer noch zu *»pokern«*: sich so unauffällig durch das System zu bewegen, dass nicht doch Informationen erfragt werden. Auch Pablo, der die siebte Klasse einer Realschule besucht, muss besonders fleißig sein, er darf sich keine Fehlritte erlauben. Die Regeln des Systems sind dabei so konzipiert, dass sie wiederum das System selbst stabilisieren.

Fernando: »Deshalb sage ich: Das System selbst wirft die Leute raus. [...] Also es wird irgendwann der Punkt kommen, an dem du fällst. Oder du kannst jemanden kennenlernen und heiraten, das Leben weiterführen ... Aber das ist nichts, für uns als Familie gibt es nichts mehr zu tun.«

Im Regelwerk des von Fernando beschriebenen Systems ist kein Platz für sie als Familie. Und gleichzeitig deutet er an, dass es Möglichkeiten gegeben hätte, weiterhin im System zu bestehen, jedoch ohne Familie. Damit bringt er zum Ausdruck, dass er das System durchblickt, dass er die Türen und Tücken kennt. Es wird aber auch die permanente Anspannung deutlich, die das *»Mitspielen«*, das *»Pokern«* mit sich bringt, denn

»es wird irgendwann der Punkt kommen, an dem du fällst«. Es scheint demnach nicht darum zu gehen, für immer Teil des Spiels zu sein, sondern vielmehr darum, es so lange wie möglich zu probieren. Der Punkt des Fallens, des Rauswurfs wird ohnehin kommen.

Fernando: »Aber wenn Sie sich anschauen, sagen wir mal ... trotz alledem, was wir durchlebt haben, wenn du mich fragst: ›Was denkst du vom deutschen System?‹, werde ich dir sagen: ›So muss es sein.«

Ich: »Im Ernst? Warum?«

Fernando: »Weil ... weil das die einzige Form ist. [...] Hier gibt es viel Kontrolle und diese Kontrolle ist nötig. Obwohl diese Kontrolle mir schadet und mir nicht nutzt, sage ich Ihnen: So muss es sein. Damit die Dinge funktionieren, muss es so sein.«

Das Paradox, trotz aller Bemühungen, trotz einer Überangepasstheit Befürworter des Systems zu sein, welches einen zeitgleich rausschmeißt, löst bei mir zunächst Ungläubigkeit aus.

Fernando: »Wenn du in einem Land bist, kannst du nicht so tun, als wäre das dein Land. Du musst dich anpassen. Du musst dich an die Kultur anpassen. Wenn es nicht so ist, wenn es dir nicht gefällt, dann adiós.«

Julia: »Und es gibt viele Menschen von woanders her, die sich nicht anpassen. [...] Also, stell dir mal vor, es wäre einfach in Deutschland, sagen wir mal, anders und alle Leute wie wir, die hierherkommen, würden angenommen werden ... Das wäre das totale Chaos.«

Es geht ihnen um die Anpassung, um Kontrolle und Ordnung. Dahinter scheint eine Sorge zu stecken, dass andere Menschen diese Ordnung potenziell zerstören könnten. Sie als Ausnahme bestätigen die Regel. Hier deutet sich ähnlich wie in Rosinas Argumentation eine binäre Logik von den ›Guten‹ auf der einen und den ›Schlechten‹ auf der anderen Seite an. In dieser Logik betrachtet muss das System ein exklusives sein, da es nur so die Ordnung und Sicherheit verspricht, von der sie wiederum mittelfristig profitieren können. Durch die Betonung der Exklusivität des Systems fügen sie sich zeitgleich in den dominanten Diskurs von einer Politik ein, die restriktive Migrationspolitik befürwortet, und damit sagen sie auch: Wir sind nicht diejenigen, die das untergraben wollen! Es ist dennoch eine paradoxe Argumentation gegen ihren eigenen Lebensstil, die sich auch in Fernandos Reflexion über Donald Trumps Ansichten entfaltet:

Fernando: »Niemand beschwert sich über Europa, niemand kommt hierher und sagt: ›Ay, schaut euch mal Angela Merkel an.« Nein. Alle sind gegen das, was er [Donald Trump] machen will: dass alle Papiere haben – aber das ist richtig! Wo ist also das Problem? Er will nicht die Ausländer rauswerfen, er will die Illegalen loswerden.«

Fernando deutet hier eine Doppelmoral an. So würde in Europa das Thema der Illegalisierung einfach totgeschwiegen. Donald Trump, der sich des Themas in aller Öffentlichkeit annimmt, wird dann aber zum Buhmann stilisiert.

Fernando: »Wo es illegale Menschen gibt, gibt es Ausbeutung. Denn eine Sache, die ich als Illegaler nicht habe, ist eine feste Arbeit. Ich zahle keine Steuern, aber mein Arbeitgeber umgeht die Steuern. Und vielleicht beutet er mich aus, weil er mir drei Euro die Stunde zahlt, wenn der normale Lohn bei zwölf Euro liegt.«

Und er spitzt seine Gedanken zu:

»Sie [die USA] haben den Zwerg wachsen lassen und jetzt haben sie ein riesiges Problem [...] und tin tin – zeigen alle anderen Länder mit dem Finger auf sie.«

Der Zwerg symbolisiert die Illegalisierten. Er beschreibt diese wie eine Spielfigur in einem Computerspiel, die unaufhörlich wächst, und das konnte sie, da in den USA Menschen ohne Papiere beispielsweise einen Führerschein machen können, während es in Deutschland gar nicht die Möglichkeit dazu gibt. Nun dafür zu sorgen, die Figur wieder zum Schrumpfen zu bringen, erscheint Fernando nur richtig, um die Ordnung wiederherzustellen.

Fernando: »[S]chauen Sie mal, was ich ohne Papiere Ihnen sage, was ich von diesem Typen ... was er macht, ist gut! Also das, was er macht, ist gut, er bringt die Dinge in Ordnung.«

Julia: »Aber schau mal, die Art ...«

Fernando: »Klar, das ist nicht die beste Art.«

Indem insbesondere Fernando Befürworter eines Systems ist, welches ihn rauswirft und seiner Lebensbewältigung widerspricht, macht er deutlich, sich selbst nicht als Teil jener zu betrachten, die das System unterlaufen und schwächen wollen. Hinter allem steckt womöglich jedoch auch der drängende Wunsch, dass ich die Familie als eine wahrnehme, die sich ein regelkonformes Leben wünscht. So sind Fernandos Reflexionen über jenes System, welches ihn rauswirft, nicht ausschließlich politische Ansichten über die Gesellschaft, sondern auch Aussagen über sie als Familie.

Fernando: »Und auch in Hinsicht auf die Hürden, nicht wahr? Weil ich mir denke, dass es für dich auch sehr wichtig ist, zu erfahren, mit wem oder was sich die ... die ... diese Art von Personen auseinandersetzen müssen, oder? Also sagen wir mal ... das, dem sie ausgesetzt sind, nicht wahr?«

Hier spiegelt sich sein Bedürfnis wider, darüber reden und verstanden werden zu wollen. Anders als zuvor schwimmt er kurz bei der Suche nach einer Formulierung und unterlässt schließlich die Redewendung ›illegal‹, die er zuvor verwendet hat, und spricht nun von *»diese Art von Personen«*. Der Terminus ›illegal‹ ist nicht nur gesellschaftlich, sondern auch von ihm selbst stigmatisiert, wenn er der trumpschen Rhetorik nichts Schlechtes abgewinnen kann und er Befürworter des Systems und seiner Regeln ist. Die Suche nach einer geeigneten Formulierung zeigt womöglich, dass es nun weniger um die gesellschaftliche Ebene geht, sondern um ihre individuelle Situation. Diese möchte er mir ohne das Stigma der gesellschaftlichen Verurteilung erzählen.

Fernando: »Also ich sage das, weil ich weiß, dass ich damit ein Thema anspreche, das du erwähnen solltest: das die Leute unter diesen Umständen ausgesetzt sind. Ich glaube nicht, dass es ... gut, es sind viele, aber wie ich dir davor schon gesagt habe: Es sind Gespenster und das ist ein Thema, das niemand weitersagt, weil es so sensibel ist.«

Es sind also die Hürden im System, bei denen Fernando davon ausgeht, dass sie für mich wichtig sind, *»weil ich weiß, dass ich damit ein Thema anspreche, das du erwähnen solltest«* – es ist ihm ein Anliegen, mir dies mitzuteilen. Vielleicht weil er sich bewusst ist, dass seine Erzählungen manchmal von etwas Spielerischem, von einem Hauch des

Abenteuers umweht sind, und er möchte klarstellen, welche Anstrengungen es sie gekostet hat. Damit ist jedoch auch eine Aufforderung verbunden: »Das solltest du erwähnen!« Vielleicht ist es ein nicht näher explizierter Stolz, es so weit geschafft zu haben, wie ihn auch Nara formuliert. Es gibt viele Hürden zu überwinden und die höchste Hürde ist wohl die Unmöglichkeit, darüber zu sprechen. Sie sind wie Gespenster. Der Metapher haftet das Unsichtbarsein an, das Nicht-gesehen-Werden und gleichzeitig das Schaurige, das Unheimliche. Niemand möchte Gespenster in der Gesellschaft haben. »Das solltest du erwähnen ...« – dahinter steckt vielleicht auch der Wunsch, zumindest jetzt in diesem Gespräch gesehen zu werden.

Ich: »Ja, aber es tut mir sehr leid, dass ... dass es keine Möglichkeiten gibt für euch, weil ... ja. Es tut mir sehr leid.«

Fernando: »Nein. Egal, welche Person das in den Händen hätte ... Zum Beispiel: Sie haben jetzt die Möglichkeit gehabt, uns kennenzulernen. Aber wenn das Gesetz es nicht zulässt und Sie eine Entscheidung fällen müssen, werden Sie sehr wahrscheinlich sagen: »Es tut mir sehr leid, aber ich kann nicht.« Warum? Weil das das Gesetz ist, nicht wahr? Es gibt keinen anderen Weg.«

Julia: »Das ist das Gesetz und es gibt kein anderes.«

3.2. Der Traum

Ihre Rückkehr ist nun endgültig. Julia und Pablo erhalten kurz vor der Geburt des zweiten Sohnes eine Duldung. Fernando erst etwas später. Der Aufenthaltsstatus der gesamten Familie muss legalisiert werden, damit sie überhaupt ausreisen können. Wie Fernando gesagt hat, ist es nicht die Polizeikontrolle, sondern das System selbst, was nun dafür sorgt, dass dies die letzte Option ist.

Julia: »Es ist nicht machbar.«

Fernando: »Es ist unmöglich, nicht ans Zurückgehen zu denken, weil unter diesen Bedingungen ... nein. Nein. Und klar: Du gehst zu einem Anwalt oder zu diesen Leuten, zu euch, ins Café104, und immer sagen sie dir das Gleiche. Und zwar, dass es keine andere Möglichkeit gibt. Nur die Rückkehr.«

Hinter allem stand jedoch am Anfang ein großer Traum. Es sind Erzählungen, die nun überwiegend von Julia geprägt sind.

Julia: »Wenn du dein Land verlässt, gehst du mit verbundenen Augen, nur auf der Suche nach einem Traum. Du suchst diesen Traum, aber du kennst die Realität dahinter nicht. Du erlebst sie erst in dem Moment, wenn du da bist.«

Es ist ein rückwärtsgewandter Traum, ein Suchen nach dem, was nie greifbar ist, weder im Vorfeld noch nach der Ankunft.

Julia: »[W]ir wären gute Bürger gewesen. [lacht]«

Es bleibt nur die vage Ahnung, dass es einen Traum geben muss, einen »europäischen Traum«, aber man begegnet ihm blind. Aus diesem Grund ist dieser durch eine defizitäre Perspektive geprägt – »wir wären gute Bürger gewesen.«

Fernando: »Wenn dann der Moment kommt, in dem die Behörden das Asyl verweigern, fängt da die Illegalität an. DA fängt sie an.«

Julia: »Da beginnt dann die Folter. Als wir ankamen, als sie uns das verweigert haben ... diese Reise, dieser Weg war eine Folter.«

Julia stimmt Fernando zwar in seinen Schilderungen häufig zu und teilt seine Ansicht über das System, die Regeln, die Hürden, aber ihre Erzählungen sind andere. Wenn sie spricht, spricht sie nicht mit der unbeschwerten Scherzhaftigkeit Fernandos.

Julia: »Wir drei, wir haben nicht viele Freundschaften. Wir haben nicht viele Freunde. Wir kennen viele Leute, Bekannte ... aber wir mögen es nicht, viele Freundschaften zu pflegen oder uns mit vielen Leuten zu treffen, weil da die Fragen anfangen.«

Fernando: »Sie fangen an zu fragen: ›Wo arbeitest du?‹ Oder: ›Ay, bei welcher Versicherung ist Pablo? Schau, ich habe Probleme mit der AOK und du, welche Versicherung hast du?‹ ... solche Dinge. Deshalb lieber: ›Ciao.‹«

Julia: »Deshalb sind wir ein bisschen ... ja, isoliert von anderen Personen. Und ich glaube, unter diesen Umständen ... also, für mich als Frau ... ich weiß nicht ... für Pablo, keine Ahnung ... aber für MICH war das eines der frustrierendsten Dinge.«

Fernando: »Genau, frustrierend.«

Julia: »... und sehr schwierig. Eine Person zu sein, die sich abschotten muss. Weil ich immer ein sehr geselliger Mensch war. Und dieses, mich davon abschotten zu müssen, bei einem Treffen zu sein, zu dem X oder Y uns eingeladen hatten ... und ja, wir wollten dabei sein. Und dann, wenn sie zu reden anfangen, spürst du plötzlich, dass du eigentlich nur wegrennen willst, weil sie dich jeden Moment etwas fragen könnten. Deshalb willst du ... weglaufen.«

Die empfundene Isolation speist sich nicht aus Ermangelung an Kontakten, sondern vielmehr aus der Zurückweisung dieser. Das Gefühl, weglaufen zu müssen, obwohl man sich eigentlich nach Gesellschaft sehnt, beschreibt die Spannung, unter der insbesondere Julia zu stehen scheint.

Julia: »Und es gibt Menschen, die zum Beispiel ... die uns manipulieren wollen, wenn sie merken, dass sie diese Macht besitzen und über unsere Situation Bescheid wissen und dass es uns Angst macht, dass sie es wissen. Deshalb ist es ein bisschen kompliziert, wenn die falsche Person von diesem Thema erfährt.«

Die wenigen Freundschaften, die sie haben, bleiben auf eine gewisse Art distanziert. Hierzu zählt vielleicht auch Claudia, die im Gespräch anwesend ist.

Julia: »Aber sie mischen sich in nichts ein, weil sie Deutsche sind.«

Fernando: »Ay ja, sie mischen sich in nichts ein.« [...]

Julia: »Also, sie wissen, dass das, was wir machen, nicht richtig ist. Deshalb werden sie dir nicht dabei helfen ... sagen wir, zum Beispiel jemanden anzulügen. Sie fragen, ob du etwas benötigst, aber sie mischen sich nicht in Dinge ein, die ... sie werden dir keine Wohnung geben, sie werden dir keine Papiere leihen ... absolut nichts, was etwas mit unserer Art des Aufenthalts zu tun hat. Sie mischen sich da nicht ein. Sie sind Freunde, die Bescheid wissen, aber nicht ...«

Fernando: »... aber ohne darin verwickelt zu werden. Sie mischen sich nicht ein. Sie wollen damit nichts zu tun haben.«

Julia und Fernando sind vorsichtig in ihren Formulierungen. Sie wollen sich erkenntlich zeigen, wollen betonen, dass sie durchaus sehen, dass ihnen Hilfe angeboten wird, aber die Frustration, dass eine wirklich vollumfängliche Unterstützung ausbleibt und sie letzten Endes doch auf sich gestellt sind, tritt zum Vorschein. Letztlich »wollen sie damit nichts zu tun haben«. Es ist wie eine dünne Schicht, die sie absondert von den anderen. Das hängt jedoch auch maßgeblich mit der Gesetzgebung zusammen, die Menschen kriminalisiert, die beispielsweise wissentlich eine Person ohne Papiere bei sich wohnen lassen.³

Fernando: »Ja, für die menschliche Seite, genau. Sagen wir, es gibt Menschen, die ... sagen wir, die anderen helfen. Also dann denke ich, dass sie das berücksichtigen und ein bisschen flexibler sein sollten, weil das eine Person ist, die humanitäre Hilfe leistet. Verstehen Sie mich? [...] Also, dass das Gesetz wenigstens nicht über die Person herfällt, die hilft, weil das wirklich eine Frage der Menschlichkeit ist.«

Es ist diese Gesetzeslage, die Julia und Fernando kritisieren, da sie sich gegen eine humanitäre Unterstützung richtet. Und es ist diese Gesetzeslage, die dazu führt, dass sie sich wie auf einer abgetrennten Insel durch die Gesellschaft bewegen mit wenigen Freundschaften, die jedoch immer eine gewisse Distanz wahren.

Julia: »Aber ich glaube nicht, dass es in Deutschland so viele sein können.«

Fernando: »Doch, doch, gibt es. Es gibt viele.«

Julia: »Manchmal glaube ich, da bist du und das war's ...«

Julia drückt eine Einsamkeit aus. Es gibt niemanden, der ihre Situation nachvollziehen könnte, es gibt keinen Kontakt zu anderen, denen es ähnlich ergeht. Und sie greift das Thema noch einmal auf, als habe sie ein Bedürfnis nach der Nähe zu Gleichgesinnten.

Julia: »Und wo verstecken sich all diese Menschen?« (lacht)

[...]

Julia: »Es ist so, dass sie so normal aussehen ...«

Fernando: »Ja, weil ... [...] Ich gehe händchenhaltend mit meiner Frau durch die Straßen, meine Frau ist schwanger, mein anderer Sohn ist auch dabei ... Wer würde sich vorstellen, dass diese Familie so ist? Das ist doch eine ganz gewöhnliche und normale Familie.«

Gerade diese Unscheinbarkeit, die sie nach außen wahren müssen, isoliert sie und reduziert ihren Alltag auf oberflächliche Bekanntschaften – »Da bist du und das war's.« Isolation geht einher mit der Angst.

Julia: »Zum Beispiel die Angst: Gestern Nacht, als wir geschlafen haben, hat jemand geklingelt. Die Tatsache, dass jemand klingelt, DIE BLOSSE TATSACHE, DASS JEMAND KLINGELT, macht uns Angst!«

Fernando: »Das ... das ist auch etwas, was dir etwas bringt: Dieses Thema des psychologischen Traumas, denn ich sage Ihnen: Wir gehen mit einem psychologischen Trauma von hier weg. Das

3 § 95 AufenthG regelt Straftaten, die durch nicht-deutsche Staatsangehörige begangen werden. Wenn eine Person diese wissentlich dabei unterstützt, beispielsweise indem sie Menschen ohne Aufenthaltsstatus bei sich wohnen lässt, begeht sie eine Beihilfehandlung im Sinne des § 27 StGB.

ist ... ja, klar. Ich bin kein nervöser Mensch, aber das Leben hier hat mich extrem nervös werden lassen.»

Ähnlich wie bei der Beschreibung der Hürden formuliert Fernando seine implizite Annahme, dass es sich hier um etwas handelt, was ich hören möchte, was mir ›etwas bringt‹. Es ist vielleicht auch der Grundgedanke, dass ich an einer Defizitperspektive interessiert bin. Aber ähnlich wie bei der Betonung all der Hürden, die es zu überwinden gilt, schwingt auch hier vielleicht der Wunsch mit, gesehen und verstanden zu werden. So müssen sie nach außen immer so tun, als sei alles in bester Ordnung, und das Gespräch bietet eine Möglichkeit, diese Fassade bewusst einzureißen und über die Dinge zu sprechen, die sonst vertuscht werden. Julia greift den Faden auf und ergänzt:

Julia: »Er hat hier schon Anfälle gehabt ...«

Fernando: »... Panikanfälle. Ich hatte ... ja! Ich hatte Panikattacken. Ich habe das Gefühl zu erstickten, ich fühle mein Herz rasen ...«

Julia: »Er erträgt keine Polizisten, weil ...«

Fernando: »Ussssh!«

Julia: »Wir sind in der U-Bahn und ... an der U-Bahnstation am Marienplatz ...«

Fernando: »Viele Fußballfans ...«

Julia: »Fußballfans, ja. Und dort eine unglaubliche Menge an Polizisten, und ich sage zu ihm: ›Ich stehe auf der anderen Seite.‹ Er ist viel nervöser als ich. Er bekommt mehr Panik. Ich kann mir vorstellen wegen ...«

Fernando: »[...] das Problem ist, [...] die Psychologie der Polizei ist: ›Sie ist eine Frau. Sie ist schwanger oder ist mit dem Jungen unterwegs, weil sie eine Frau ist.‹ Aber wenn sie einen Mann sehen mit Bart, Rucksack ... dann ist es wahrscheinlicher, dass sie zu mir sagen: ›Kommen Sie mal her.‹«

Es ist sonst eher Julia, die sich verletzlicher zeigt. Jetzt kommt Fernandos Ängstlichkeit deutlicher zum Tragen. Vielleicht spiegelt sich hier jedoch auch ihr unterschiedlicher Umgang wider. Während Fernando mit aller Kraft versucht, so lange wie möglich in diesem System zu verharren, das Spiel weiterzuspielen, hat Julia bereits abgeschlossen. Sie sehnt sich nach Gesellschaft. Kontrolliert und abgeschoben zu werden, würde sie womöglich insgeheim erleichtern. So sagt sie auch an anderer Stelle:

»Ich erinnere mich daran, dass ich ihm sagte: ›Ein Jahr länger noch und nicht mehr.‹ Nein ... nicht länger als ein weiteres Jahr in dieser Situation. Und so begann dieser Weg ...«

Während sich Julia von Jahr zu Jahr durchringt, und es waren immerhin fünf Jahre, ist es für Fernando vielleicht auch ein Gefühl von Erfolg, es noch ein Jahr geschafft zu haben, und er hält an dem Wunsch fest, es weiter zu versuchen. Seine erzählte Unbeschwertheit bröckelt jedoch, wenn es um die Angst geht, die Familie könnte getrennt werden.

Fernando: »Wir sind sehr eng miteinander, SEHR ENG. Wir sind immer zusammen und die Tatsache, dass etwas passiert ... ich denke daran, dass sie sie mitnehmen, oder mich ... nein, nein, nein.«

Julia: »Der Gedanke, dass sie ihn [Pablo] mitnehmen, macht uns sehr viel Angst. Deshalb ... wir haben sogar mal mit ihm darüber gesprochen, als er noch jünger war, falls etwas passieren

sollte, ehm ... damit er keine Angst hat. Natürlich denkt man an den Schreck, den er bekommen würde. ›Hab keine Angst, vielleicht bringen sie dich in ein Kinderheim oder zu einem Bekannten, aber ganz ruhig, weil wir werden zu dir zurückkommen.‹ Natürlich, allein daran zu denken und so etwas in Betracht ziehen zu müssen ... das macht panische Angst, eine überwältigende, panische Angst.«

»Wir sind sehr eng miteinander, SEHR ENG.« Sie müssen sich aneinander festhalten, auch »weil dieses System ist SO eng, so eng, dass es nicht für uns gemacht ist«. Es ist die panische Angst, Pablo könnte ihnen genommen werden, oder Fernando könnte inhaftiert werden, oder Julia könnte ohne Familie abgeschoben werden.

Die Suche nach dem Traum ist mit einer großen Resignation verbunden. Der Traum ist nicht zu erreichen oder entpuppt sich als ein anderer und der Weg zurück fällt jedoch auch schwer. Das hängt mit einer Sprachlosigkeit zusammen. Julia erzählt, dass sie ihrem Bruder abgeraten habe, ebenfalls nach Deutschland zu kommen.

Julia: »Zu mir können sie zum Beispiel jetzt sagen: ›Was für ein gemeiner Mensch sie ist! Sie sagt zu mir, ich soll nicht gehen, obwohl sie selbst gegangen ist und es versucht hat.‹ Und vielleicht versteht diese Person es nicht. Sie weiß nicht, wovon ich rede, wenn ich sage, sie soll es nicht versuchen, weil es sehr schwer ist und nicht so, wie sie es sich vorstellt.«

Das Erleben erscheint wie abgetrennt von den Worten. Erst durch das Erleben erfolgt das Verstehen.

Julia: »Mein Vater sagt: ›Aber es kann doch nicht sein, dass es nicht möglich ist, und jetzt mit dem Baby, vielleicht kann man ja doch was machen.‹ Aber klar, das ist, weil sie dort sind und wissen, wie schwer es ist. Und dann sagen sie mir: ›Aber kann man es nicht irgendwie organisieren?‹ Und: ›Seid ihr sicher, dass ...?‹ Sie ... wenn es nach ihnen ginge, würden wir noch länger hier bleiben, weil sie die Wirklichkeit nicht kennen.«

Es gibt keine Worte, mit denen sie ihren Familien in Kolumbien vermitteln können, dass das Leben in Deutschland anders ist, als sie es sich vorstellen.

Fernando: »Auch, weil das so ein Thema ist, von dem niemand spricht. Ein Thema, das ... wir sind Gespenster. Hier sind wir Gespenster.«

Julia: »Ja, hier sagt niemand etwas über diese Dinge.«

Sie werden zu Gespenstern gemacht, indem ihnen die Sprache und die Worte genommen werden. In Deutschland, weil es sich um ein Tabu handelt, und aus Angst vor Denunziation. In Kolumbien, weil man ihnen nicht glaubt. Die Sprachlosigkeit stabilisiert ihre Isolation.

Julia: »Es ist besser zu schweigen, besser sich abzusondern ... Für ihn [Pablo] auch, er weiß, dass er seinen Freunden nicht von unserer Situation erzählen darf. Er fragt uns zum Beispiel: ›Mama, wenn wir jetzt umziehen ... was soll ich ihnen sagen? Dass ich woanders hingehe?‹«

Fernando: »Auch, weil er eine neue Adresse hat, die sich zudem noch ständig ändert, nicht wahr?«

Julia: »Genau, deshalb ist es für ihn immer wieder dieses ›Was werde ich ihnen sagen?‹. Und das letzte Mal habe ich ihm gesagt: ›Süßer, ich weiß nicht, das letzte Mal, als wir umgezogen sind ... es ist so, dass ... Ich weiß nicht. Es gab da eine Freundschaft, ich weiß auch nicht. Es ist

schwer, auch für ihn. Das ist ein Umstand, der ... Deshalb denke ich, dass alles in Maßen genug ist. Und als er mich das gefragt hat, dachte ich: »Jetzt, jetzt ist der Zeitpunkt ...«

Das Schweigen durchzieht die ganze Familie und selbst ihr Sohn, der erst neun Jahre alt war, als er nach Deutschland kam, muss seither schweigen. Es ist seine Hilflosigkeit, die Julia kaum erträgt und deswegen nicht anders kann, als einen Schlussstrich zu ziehen – *»Jetzt, jetzt ist der Zeitpunkt ...«*. Während des Gesprächs sitzt Pablo die meiste Zeit still zwischen ihnen.

Julia: »Willst du etwas über deine Illegalität erzählen?«

Fernando: »Als Schüler ... ja. Fandest du es als Schüler schwer?«

Pablo: »Also am Anfang, am Anfang fand ich es schon schwer. Wegen ... aber dann mit der Sprache, als ich die Sprache konnte, kam es mir nicht mehr so schwer vor. Nein. Es war normal für mich.«

Claudia: »Wissen deine Freunde alles?«

Pablo: »Meine Freunde wissen nicht, dass ich keine Papiere habe.«

Fernando: »Nein, nein, nein. Niemand weiß davon.«

Julia: »Keiner, Benjamin weiß es auch nicht.«

Pablo: »Nein, nicht einmal mein bester Freund. Niemand weiß es.« [...]

Fernando: »Ja. Immer ist er es, der geht. Er lädt nie Freunde ein. Immer geht er. Natürlich fragen die sich auch, warum.«

Julia: »Wie komisch ...«

Fernando: »Wie seltsam. Warum?«

Pablo: »Hmh.«

Julia: »Klar, ich glaube, das ist eines der schwierigsten Dinge. Auch für ihn kann das schwer sein. Der ... Schreck, den er bekommt, wenn sie ihm deshalb Fragen stellen wollen. Er erschreckt sich.«

Pablo: »Ja.«

3.3. Die Zeit – oder das Kind ist nun schon groß

Fernandos Erzählungen über das System, der Hauch eines Abenteurers und Julias Gedanken an einen Traum, der größtenteils unerfüllt bleibt, prägen die Gesprächssituation. Beide tragen die Perspektive der:s jeweils anderen mit und positionieren sich selten gegeneinander. Und doch sprechen sie aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Diese werden bei genauerer Betrachtung der Ebenen der Zeitlichkeit greifbarer.

Einerseits verrinnt die Zeit langsam, zäh: *»Julia: »Dieses Jahr ging vorbei, und du konntest es überstehen. Dann war es so okay, ein halbes Jahr mehr, okay, ein Jahr mehr« und so weiter«*, andererseits empfinden beide eine Beschleunigung der Zeit. Für Julia ist es insbesondere der Verlust, der damit einhergeht.

Julia: »Es ist, als würde dein Leben 100Mal schneller ... das Leben geht in diesem Moment an dir vorbei, deshalb glaube ich, dass es sich nicht lohnt ...«

Zeit durchzieht unser Gespräch in mehrfacher Hinsicht. Es sind die Erzählungen über Vergangenes, Gedanken an die Zukunft, aber auch Reflexionen der Versäumnisse.

Julia: »Ich glaube, dass es immer Hoffnung gibt, dass etwas passieren kann, dass du etwas tun kannst. [...] Also gut. Und so ging es immer weiter bis ... bis das Baby kam und jetzt schieben sie uns ab. Jetzt reicht es. (lacht)«

Fernando: »Die Warterei hat ein Ende.«

Es gibt seltene Momente, in denen Julia und Fernando klar anderer Meinung sind und die Abgrenzung zur:m jeweils anderen gleich mehrfach betonen.

Fernando: »Ich würde es wieder tun, ja. Ich würde es noch zehnmal tun. ICH würde es machen. Sie nicht.«

Julia: »Ich nicht.«

Fernando: »Sie nicht, aber ich würde es machen, weil ...«

Julia: »Ich nicht.«

Gemeinsam rekapitulieren sie ihre damalige Entscheidung, nach Deutschland zu kommen.

Julia: »Ich habe mir diese Idee verkaufen lassen, dass es mein Traum ist, mein Land zu verlassen, und dass dieser Traum woanders liegt. In deinem Land verkaufen sie dir diesen Gedanken. Deshalb hast du, sobald du 15, 14 Jahre alt bist, diesen Gedanken im Kopf und das ist alles, was in deinem Kopf existiert.«

Julia fühlt sich von einer Idee betrogen, die sie mit vielen geteilt hat. Und so betont sie jetzt: »Aber ICH, wenn sie mich jetzt fragen: »Soll ich es versuchen?«, sage ich: »Nein. Versucht es nicht.«. Rückblickend äußert sie den Wunsch, einen anderen Weg eingeschlagen zu haben.

Julia: »Studier lieber in deinem Land [...], du wirst eine Fachkraft und als Fachkraft KANNST du ein besseres Leben haben. Vielleicht nicht perfekt, du wirst vielleicht kein perfektes Leben haben, aber immerhin ein bisschen einfacher. Und ich behaupte, wenn ich diesen Weg gewählt hätte, hätte ich viele Dinge in meinem Leben nicht durchmachen müssen. [...] Die Leute denken immer, dass es dir gut geht, nur weil du im Ausland bist, und haben keine Ahnung von den Situationen, die du über die Jahre durchmachen musstest. Über Jahre hinweg!«

Dahinter steckt der Gedanke, dass ihr durch das Leben in Deutschland die Möglichkeit des Aufstiegs eigentlich von vornherein verwehrt wurde, ganz egal, wie groß die Anstrengung sein mag. In Kolumbien hätte sie genau diese Möglichkeit gehabt. Julia argumentiert also komplett konträr zu Rosina, die die Möglichkeiten des Aufstiegs ausschließlich in Deutschland verortet. Es klingt eine Wehmut an, denn eigentlich erfüllt sie sich den Traum lediglich in den Augen anderer.

Fernando: »Natürlich, ich respektiere das. Und deshalb ... ich werde immer bei ihr bleiben. Also es gibt Momente, in denen sie mich unterstützt, und jetzt muss ich sie unterstützen, weil ich nicht einfach egoistisch sein darf. Nicht wahr? Aber das soll nicht heißen, dass ich der gleichen Meinung bin wie sie.«

Fernando ist es wichtig zu betonen, dass er Julias Meinung nachvollzieht, dass ihre unterschiedlichen Positionierungen keinen Bruch zwischen ihnen bedeuten. Im Gegen-

teil, er betrachtet es als seine Aufgabe, sie nun zu unterstützen. Wenn es jedoch nur nach ihm ginge, würde er bleiben:

»Wenn man allein wäre, würde man sagen: ›Cut, wenn ich eben da unten in einem Keller oder so schlafen muss, dann ist es halt so.‹ Aber mit Familie ... nein. Da musst du ... das ist was anderes.«

Und dennoch betont er:

»Glauben Sie mir, selbst wenn ich 15 bis 20 Jahre hier lebe, irgendwann werde ich hängenbleiben. [...] Ich weiß nicht ... eines Tages wird mir ein Polizist sagen: ›Entschuldigen Sie, das ist eine Kontrolle.‹ Und dann haben wir's. Dann ist alles aus.«

Darin spiegelt sich ein kleiner Nervenkitzel, ein Abenteuer. Es ist das spielerische Element, welches Fernandos Erzählungen so häufig prägt. Einerseits das Wissen darum, dass das Leben so nicht auf Dauer funktioniert, und andererseits ein Ehrgeiz, es doch noch weiter zu schaffen – und noch ein Jahr. Und noch ein Jahr.

Fernando: »Aber schauen Sie mal: Wenn ich nicht mit 19 geheiratet hätte, wäre ich vielleicht nie mit ihr zusammengekommen. Vielleicht wäre ich ein Fachmann, vielleicht wäre ich Arzt, verheiratet mit einer Frau, die nicht meine Frau ist.«

Fernando führt die eigentliche Entscheidung, nach Deutschland zu kommen, jedoch noch weiter zurück. Der Weg, den sie eingeschlagen haben, begann demnach nicht mit 29, als er nach Deutschland einreiste, sondern mit 19, als sie heirateten. Die Heirat scheint einen entscheidenden Wendepunkt in ihrem Leben zu markieren, denn Fernando kehrt immer wieder an den Punkt zurück:

»Ich war 19, fast 20, als ich geheiratet habe. Sie war 18. Jetzt in diesem Moment kann ich Ihnen nicht sagen: ›Ach nein, ich bereue, dass ich hierhergekommen bin, weil ich mit 19 eine Entscheidung getroffen habe.«

»Vielleicht bereue ich es nicht, weil ich weiß, dass ich meine bessere Hälfte gefunden habe. Ich weiß, dass ich auf der Welt keine andere Frau finden werde, die wie sie ist, die mir beisteht, mich versteht, mit mir zusammenlebt ... Kurz gesagt: Ich bereue es nicht.«

Es wirkt beinahe so, als hätte die Heirat bereits alles besiegelt: ihre Entscheidung, zehn Jahre später nach Deutschland zu fliegen, Asyl zu beantragen, sich fünf Jahre lang ohne Aufenthaltsstatus durchzuschlagen. Es ist dieser Zeitpunkt, als sie gerade volljährig werden, an dem sich etwas zu bündeln scheint.

Fernando: »[E]s wäre mir sehr schwer gefallen, zu sagen, dass es ein Fehler war zu heiraten. [...] Weil es fühlt sich so an, als würde ich damit schlecht machen, was ich getan habe, oder? Aber ... aber...«

Julia: »... es war nicht der richtige Zeitpunkt.«

Fernando: »Es war nicht der richtige Zeitpunkt, genau. Es war nicht der Moment.«

Zunächst erschließt es sich mir nicht ganz. Erst als ich beginne, zurückzurechnen, fügt sich das Bild zusammen. Vielleicht war nicht die Heirat das zentrale Ereignis, sondern Julias erste Schwangerschaft. Pablo markiert den eigentlichen Wendepunkt in ihrem Leben und womöglich dreht sich darum ihre Diskussion. Sie sind viel zu jung eine Familie geworden, mussten für ein Kind sorgen, hatten womöglich nicht die Möglichkeit,

zunächst zu studieren. Vielleicht ist mit Pablos Geburt tatsächlich der Stein ins Rollen gekommen und sie haben entschieden, sich als Familie einen Traum zu erfüllen, ihrem Sohn andere Chancen zu ermöglichen – und immer zusammenzuhalten. Nun fügen sich die einzelnen Puzzleteile ihrer dialogisch erzählten Biografien zusammen. Julias Wehmut, Fernandos Kampfgeist und seine wiederkehrenden Beteuerungen, dass die Familie an erster Stelle steht, dass er nichts bereut. Aber da ist auch ihr gemeinsames Bekenntnis: Es war vielleicht nicht der richtige Zeitpunkt.

Julia: »Und es ist eher ... Ich denke immer mehr, dass man sich nach und nach sehr verbraucht fühlt. Dieser Schub, mit dem wir gegangen sind, die Kraft und die Energie, die wir investiert haben, um unser Land zu verlassen, ist immer weniger geworden. [...] Du bist nicht mehr so stark, du hast zu lange Zeit gekämpft und hast einfach nicht mehr die Kraft, es nochmal mit anderen Orten zu versuchen. Es ist sehr anstrengend. Die Kraft ist weg.«

Fernando: »Wir sind schon alt.«

Julia: »(lacht) Ja, wir sind alt.«

Das Vergangene hat insbesondere Julia viel Kraft gekostet. Jetzt steht ein neuer Wendepunkt in ihrem Leben an, ein weiteres Kind. Vielleicht will sie es diesmal richtig machen, nicht noch einmal einem Traum hinterherjagen, um dann in vielen Jahren sagen zu können: Diesmal ist es der richtige Zeitpunkt gewesen.

Fernando: »Also ... ja und nein. Ich glaube, da sind wir uns einig.«

Julia: »Ja, da sind wir uns einig. Es sind widersprüchliche Gefühle.«

Fernando: »Ja. Denn wir verlassen diese Welt, verlassen diese Welt ... (lacht). Verlassen diese Situation.«

Es geht um die Frage, ob sie sich freuen, nun zurückzukehren. Und in diesem Punkt betonen sie ihre Einigkeit, was auch noch einmal ihre Uneinigkeit zuvor hervorhebt. Es mutet an wie ein Widerspruch, denn so müsste Julia froh sein, während Fernando noch mit der Idee beschäftigt ist, wie es wäre, noch ein wenig durchzuhalten. »Wir verlassen diese Welt« – dahinter steckt nicht nur die Ausreise aus einem Land in ein anderes, sondern auch eine Abkehr von einer inneren Welt, die sie sich vielleicht erhofft haben.

Julia: »[N]atürlich hat man als Mutter Angst, dass man so nahe dran war. Also, an dieser Zukunft, die so viele Menschen wie du haben, die in der Universität sind ... da! Da, da, genau da war man. DA war sie! Genau dort. Er war hier in der Schule, deshalb liegt das natürlich sehr nahe. Klar, natürlich, es ist unmöglich, nicht diese widersprüchlichen Gefühle zu haben ...«

Fernando: »... Ohnmacht.«

Der Traum war zum Greifen nahe und doch unerreichbar. Vielleicht war das das Versprechen, was sie sich gegeben haben, damals mit 18 oder 19 – dem ungeborenen Kind eine andere Zukunft ermöglichen. Pablo war neun Jahre alt, als sie nach Deutschland einreisten. Seitdem sind fünf Jahre vergangen. Claudia schaltet sich in das Gespräch ein, provokativ:

Claudia: »In drei Jahren ist er mit der Realschule fertig, wenn er weitermacht. Wenn er studieren will, gibt es keine Probleme, aber wenn er sagt: ›Ich will arbeiten, ich will eine Ausbildung machen‹ ...«

Fernando: »Nein, nein das geht nicht.«

Claudia: »Es geht nicht. Bleibt er dann einfach zu Hause?«

Fernando: »Nein, nein, nein.«

Claudia: »Oder er macht es wie ihr: hier ein bisschen Gartenarbeit, dort ein bisschen Putzen ...«

Fernando: »Nein, nein ...«

Julia: »NEIN!«

Fernando: »Nein, das nicht. Das ist nicht diskutabel.«

Der Hinweis Claudias, dass es genauso gut passieren könne, dass Pablo nach seinem Schulabschluss gar nicht der Sinn nach Studieren steht, wird von den Eltern abgelehnt. Vielleicht legt Claudia damit unvermittelt den Finger in die Wunde, denn sie sagt damit auch: Schaut, Pablo ist schon groß, er wird seine eigenen Entscheidungen treffen.

Julia: »Wenn das ... wenn das eine der ersten Hürden gewesen wäre, als wir hergekommen sind ...«

Fernando: »Nein, dann wären wir weg gewesen.«

Julia: »Dann wären wir schon seit SEHR vielen Jahren nicht mehr hier.«

Fernando: »Seit Langem. Wenn er nicht hätte zur Schule gehen können ... nein.«

Die Zukunft ihres Sohnes verleiht ihren Handlungen eine Sinnhaftigkeit. Sobald diese nicht optimal gewährleistet ist, verliert ihre Daseinsberechtigung ihre Legitimation. Jetzt ist Pablo schon groß geworden. Die Schule wird er nicht mehr in Deutschland abschließen können.

Fernando: »Ich bin mir schon bewusst, dass ich unverantwortlich war, denn das sind nicht die angemessenen Bedingungen für eine Familie in dieser Situation, das ist klar.«

Gleichzeitig begegnen sie dem auch mit Gewinn und versuchen, das Positive aus den letzten Jahren zu ziehen.

Julia: »Wir ... Pablo hat eine andere Sprache gelernt, wie könnte ich da nicht dankbar sein?«

Fernando: »Aber an dem Tag, an dem er [Pablo] mit dem Leben kämpfen muss, an dem er allein ausziehen muss, um der Welt Widerstand zu leisten, wird er ein Kämpfer sein, weil er schon weiß, wie das ist. Denn er hat das alles schon gesehen, schon erlebt, er weiß schon, was er tun muss, er ist schon erwachsen geworden. Also ... was ich sagen will, ist ... was ich Ihnen sagen möchte, ist: Auch wenn du schwierige Zeiten durchlebst, musst du immer das Gute daraus ziehen. Denn es gibt IMMER etwas Gutes. Immer gibt es gute Sachen, die man aus all diesen Momenten aufsaugen muss.«

Während Julia ihre Dankbarkeit betont, dass Pablo Kompetenzen erworben hat, ist es für Fernando der Kampfgeist. Vielleicht muss er das betonen, um seinem Gefühl der Unverantwortlichkeit etwas entgegenzusetzen: »Es gibt IMMER etwas Gutes.« Julia hätte ihm jedoch genau dieses Erleben, der »Welt Widerstand zu leisten«, vielleicht lieber erspart, denn für sie kommt die Entscheidung zu gehen genau dann, als sie Pablos Hilflosigkeit spüren muss: »Und als er mich das gefragt hat, dachte ich: »Jetzt, jetzt ist der Zeitpunkt ...««. Und während Fernando versucht, positiv hervorzuheben, dass sein Sohn nun schon erwachsen geworden ist, spreche ich ihn direkt an. Es ist das einzige Mal in unserem Gespräch.

Ich: »Freust du dich auch, zurückzugehen nach Kolumbien, oder eher nicht so?«

Pablo: »Ähmm ... [...] Ein Teil ja und ein Teil nein.«

Pablo ist wie ein Spiegel seiner Eltern, indem er die Widersprüchlichkeit, das Ja und das Nein aufgreift. Vielleicht hat er das über die Jahre gelernt, vielleicht ist das sein Schutz, die Ansichten seiner Eltern aufzusaugen, sich selbst so Erklärungen zu liefern für das, was er seinen Mitschüler:innen nie erklären wird können.

Julia: »Die Lust zu kämpfen und es zu versuchen, geht bis zu dem Punkt, an dem sie denjenigen schadet, den du liebst.«

Es ist dieses von Julia zum Ausdruck gebrachte Selbstverständnis, welches den unterschiedlichen Bedürfnissen einen Raum eröffnet, ohne sich mit Unverständnis füreinander zu begegnen, aber auch ohne die Möglichkeit, nur auf die eigenen Befindlichkeiten zu achten. Das liebevolle Bezugnehmen aufeinander bringt eine eigene Gesprächsdynamik hervor. Sie schildern das Gefühl des Abgetrenntseins, das Gefühl der Isolation. Es ist, als hätten sie diese Art des Sprechens über die Jahre miteinander eingeübt – und diese Dynamik schreibt sich nun in der Interviewsituation fort. Das Gespräch entspinnt sich zwischen ihnen untereinander in einem Raum des zurückhaltenden Zuhörens, in welchem meine Anwesenheit anders als bei Nara und Rosina weniger performativ hineinzuwirken scheint, so als wäre auch ich durch eine feine Schicht von ihnen abgesondert. Vielleicht ist es aber auch ein Schutzraum, ein Raum der Nähe zwischen ihnen, der so deutlich spürbar wird. Zuletzt frage ich sie nach ihren Wünschen:

Fernando: »Nein, ich könnte Ihnen jetzt sagen, dass es mein Wunsch wäre, dass es uns dreien hier gut geht, sicher.«

Ich: »In Deutschland?«

Fernando: »Ja, aber ... aber automatisch denke ich an sie und dann ... dort nicht. Das ist nicht so sehr mein Herzenswunsch, weil mein Wunsch ist es auch, dass sie glücklich ist, nicht wahr? Und ich weiß nicht, ob sie das so glücklich machen würde. Es ist ... verstehen Sie?«

Julia: »Ich würde mir wünschen, dass wir von Anfang an legal gewesen wären und von Anfang an hätten glücklich sein können. Denn wenn wir von Anfang an glücklich gewesen wären, dann könnte ich sehr wahrscheinlich die Sprache, ich hätte schon eine Ausbildung gemacht, ich hätte ein normales Leben. Und sehr wahrscheinlich wären die Dinge nicht ...«

Fernando: »Also was wäre dann der Wunsch gewesen? Er ist schon vorbei.«

Julia: »Der Wunsch ... ist schon vorbei. Er kann sich nicht mehr erfüllen.«

Und auch das Kind ist nun schon groß geworden, fast erwachsen, fast in der Lage, für sich selbst zu entscheiden.

Ich verlasse das Haus. Ein anonymen 60er-Jahre-Bau. Es ist kühl geworden. Ich atme tief durch, spüre, wie die Enge von mir weicht. Die Enge dieses Lebens einer Familie, die sich so intensiv aufeinander bezieht, so eng beisammensitzt, immer wachsam, sich nicht zu verlieren, immer in Sorge, jemandem von außerhalb zu vertrauen. Die ganze Last ihrer Vertrautheit, ihrer Harmonie, ihrer Liebe – eingekeilt zwischen ihnen. Ich atme tief durch. (Auszug aus dem Stimmungsprotokoll)

In der U-Bahn

Wir fahren in der U-Bahn. Eine Familie und ich. Vater, Mutter, Kind, das Baby im Kinderwagen. Nicht alle haben einen Aufenthaltstitel. Sie sind angespannt. Der Vater steht dicht an der Tür, lässt den Blick über die vor ihm liegenden Sitzreihen schweifen. Unvermittelt beugt er sich zu mir, seine Stimme dicht an meinem Ohr: »Helena, sag mal, gibt es viele? Ich meine, gibt es viele von uns?«